

BÜCHER

Die Rückkehr des Rentiers*

Rezension von: Thomas Piketty, *Capital in the Twenty-First Century*,
Harvard University Press, Cambridge, MA, 2014, 685 Seiten, gebunden, \$ 39,95;
ISBN 978-0-674-43000-6.

„Refusing to deal with numbers rarely serves the interest of the least well-off.“
(Piketty [2014] 577)

Thomas Piketty legt mit seinem provokant betitelten Buch ein innovatives Werk mit beachtlicher politischer und sozialer Sprengkraft vor. Dies aus mehreren Gründen: Erstens basiert Pikettys Auseinandersetzung mit der historischen Entwicklung von Einkommen und Vermögen auf akribischen empirischen Vorarbeiten, die die Geschichte von Reichtum, Vermögen und Kapital auf gänzlich neue Weise beleuchten. Zweitens scheut Piketty nicht den Versuch, diese empirisch fundierten Einsichten theoretisch einzubetten und liefert dabei zahlreiche wichtige Argumente und Ansatzpunkte zur Reflexion, Kritik und Weiterentwicklung bestehender Theorien der Einkommens- und Vermögensverteilung. Drittens zeigt Piketty schonungslos die politischen und sozialen Folgen der von ihm analysierten und herausgearbeiteten Verteilungsdynamiken auf und schlägt eine Reihe klarer, konsequenter und weitreichender Maßnahmen vor, um eben diese Dynamiken einzudämmen.

Gerade die von Piketty vorwiegend zusammengestellten historischen Zeitreihen stellen, trotz der ihnen anhaftenden Unsicherheiten und Mängel, ohne Zweifel eine zentrale Innovation auf dem Gebiet der Verteilungsforschung dar. Während der Beitrag des Buches auf dem Gebiet der Datenakquise und -bearbeitung unbestreitbar scheint, lassen sowohl die theoretische Einbettung dieser Resultate als auch die daraus gezogenen politischen Schlussfolgerungen durchaus Wünsche offen. Dies ist freilich – gegeben die Breite des Vorhabens, den weitreichenden Anspruch des Buches und die trockene, empiristische Herangehensweise des Autors – nicht weiter überraschend.

Wenn Piketty über Vermögen spricht, dann meint er damit zumeist lobenswerterweise nicht bloß eine ökonomische Bestandsgröße, sondern bezeichnet auch eine soziale Ordnungsdimension sowie einen gesellschaftlichen Machtfaktor. Piketty ist sich der Notwendigkeit eines interdisziplinären Zusammenwirkens zur Erklärung sozialer Phänomene bewusst und betont die Abhängigkeit der Ökonomie von anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen ebenso wie die Rolle von Macht und Herrschaft in sozialen Zusammenhängen. *„Economics as a separate science is unrealistic [...]. It is one element – a very important element, it is true – in a wider study, the science of power“*, meinte einst der Philosoph Bertrand Rus-

sell (1938, S. 108) über die ökonomische Disziplin. Thomas Piketty folgt ihm in dieser Hinsicht und sieht seine eigene Forschung im Grenzbereich zwischen Ökonomie und Geschichtswissenschaft angesiedelt.

Diese grundsätzliche Betonung von Machtfragen und die interdisziplinäre Orientierung des Autors sind beide unbestreitbar und wichtig, werden in der konkreten textlichen Umsetzung aber oftmals vom Bemühen des Autors erdrückt, zeitgenössische ökonomische Standardtheorien zu Verteilungsfragen im Lichte seiner Daten neu zu diskutieren. Trotz aller gegenteiligen Andeutungen und kritischen Evaluationen bleiben *Mainstream*-ökonomische Sichtweisen der dominante theoretische Inhalt dieses Buches, auch wenn von diesen Sichtweisen im Lichte der präsentierten Daten zumeist kaum Substanzielles übrig bleibt. Damit zeigt sich auch ein grundsätzliches Dilemma dieses Buches: Piketty stellt die richtigen Fragen zur gegebenen Zeit. Er verfügt aber nur teilweise über das richtige Werkzeug, um diese auch zu adressieren; die von ihm gesammelten Daten tragen eher zur Demolierung denn zur konstruktiven Weiterentwicklung der von ihm herangezogenen neoklassischen Theorien bei. Dennoch hat der von Piketty eindrucksvoll vorgetragene Anspruch, Verteilungsaspekte wieder verstärkt ins Zentrum der ökonomischen Analyse zu stellen, paradigmatisches Gewicht: Schließlich stellt er auf neue, innovative und scharf zugespitzte Weise die Gretchenfrage, ob eine stabile Entwicklung des Kapitalismus langfristig möglich ist – und liefert so eine völlig unangenehme und doch beißende Form der Kapitalismuskritik.

Die Rückkehr des patrimonialen Kapitalismus

Vorneweg das Definitorische: Piketty setzt in seiner Analyse „Kapital“ gleich mit „Vermögen“: Das Kapital eines Haushalts ist ident mit der Summe seiner Vermögenstitel, ganz egal welcher Art diese Vermögenstitel sind.¹ Dieser Kapitalbegriff ist dabei für ökonomische Diskussionen, in der gerne zwischen produktivem und nicht-produktivem Kapital unterschieden wird, unüblich, aber doch leicht verständlich: Jeder Vermögenstitel wirft einen gewisse Art von Ertrag ab (im Fall der selbst genutzten Immobilie ist dieser etwa gleich den Mietkosten eines äquivalenten Objekts), und dieser Ertrag lässt sich im Durchschnitt über alle Vermögensformen ex post aus den Daten der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung ablesen. Damit muss die Ertragsrate des Kapitals r nicht aus der mikrobasierten Analyse abertausender einzelner Portfolios bestimmt werden, sondern ergibt sich einfach, indem der aggregierte Vermögensbestand dem gesamten Kapitaleinkommen (Profite, Dividenden, Zinszahlungen etc.) gegenübergestellt wird.

Die zentrale Aussage des Piketty'schen *opus magnum* beruht auf einer Analyse langfristiger Verteilungstendenzen. Zwei derartige Tendenzen stehen dabei besonders im Fokus: der relative Anstieg des aggregierten Kapital- bzw. Vermögensbestand im Vergleich zum Nationaleinkommen entwickelter Volkswirtschaften einerseits und die zunehmende Konzentration eben dieser Vermögenswerte andererseits. Widmen wir uns also diesen beiden Tendenzen etwas ausführlicher.

Die erste von Piketty ins Feld geführte Tendenz bezeichnet eine Situation, in der die Ertragsrate des Kapitals (r) die Wachstumsrate des Nationaleinkommens (g)

übersteigt. In Folge wachsen Kapital- und Vermögensbestand eines Landes stets stärker als dessen Wirtschaftsleistung. Die Relation zwischen Kapitalstock und Nationaleinkommen – das „*capital-income ratio*“ β in Pikettys Terminologie – steigt also, solange gilt, dass $r > g$. Bleiben r und g dabei konstant, ergibt sich in der nächsten Periode ein automatischer Anstieg des relativen Anteils der Kapitalerträge am Nationaleinkommen (α bei Piketty), und es kommt zu einer systemimmanenten und kontinuierlichen Umverteilung von Arbeitseinkommen zu Kapitalerträgen. Die erste von Piketty konstatierte Verteilungstendenz beruht dabei rein auf empirischen Beobachtungen und den dazugehörigen buchhalterischen Identitäten.² Kapital und Vermögen wachsen im historischen Normalfall schneller als das Nationaleinkommen (d. h. die Relation $r > g$ ist empirisch gesehen erfüllt und daher steigt β) und dies geht aus logischen Gründen einher mit einer sukzessiven Umverteilung des Nationaleinkommens in Richtung Kapitalerträge (jeder Anstieg von β führt *ceteris paribus* zu einem korrespondierenden Anstieg in α , da $\alpha = r\beta$; siehe Anmerkung 2).

Aus Sicht der neoklassischen Standardtheorie ist dies keineswegs problematisch, sollte doch jede derart rasante Ausweitung des Kapitalstocks letztlich mit einer Reduktion der Ertragsrate r einhergehen und so das Verhältnis zwischen Kapital und Nationaleinkommen wieder ins Gleichgewicht bringen. Doch Piketty widerspricht: Durch die technologische Entwicklung sind hochgradig differenzierte und vielschichtige Investitionsmöglichkeiten entstanden, die den alten Grundsatz „*too much capital kills the return on capital*“ grundlegend aushebeln.

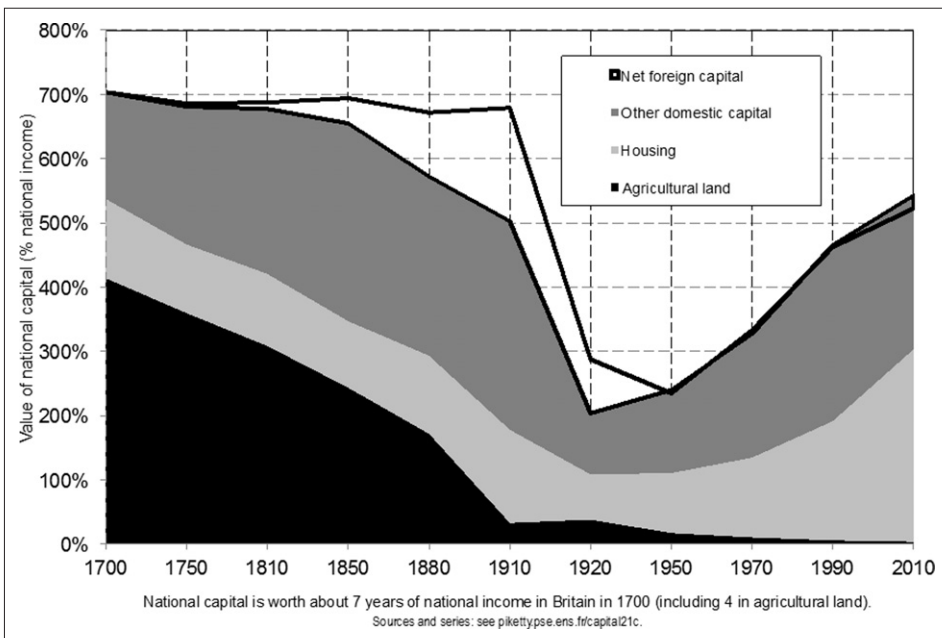
„*This is perhaps the most important lesson of this study thus far: [...] because capital has many uses one can accumulate enormous amounts of it without reducing its return to zero*“³ (S. 224).

Die Vielzahl an Investitionsmöglichkeiten führt letztlich dazu, dass die Ertragsrate des Kapitals nicht so rasch zurückgeht, wie in der Standardtheorie gemeinhin angenommen. Viel wahrscheinlicher sei es, dass die Wachstumsrate des Nationaleinkommens weitgehend stagniert oder sogar zurückgeht. Hier verweist Piketty auf den historischen Umstand, dass die technologisch am weitesten fortgeschrittenen Ökonomien niemals eine Pro-Kopf-Wachstumsrate von 1,5% überschritten haben – höhere Wachstumsraten sind daher nur in Aufholphasen möglich, also in jenen historischen Ausnahmesituationen, in denen Nationen an die „*world technological frontier*“ aufschließen. Die Ertragsrate des Kapitals hingegen ist nach Piketty aus historischer Sicht kaum jemals unter 4% gefallen und liegt zur Zeit sogar noch ein Stück höher. Bei einem $\beta = 6$, wie es für das heutige Europa charakteristisch ist, und einem Kapitalanteil am Nationaleinkommen von 30% ergibt sich eine Ertragsrate r von 5%. Die zugrunde liegende Argumentation ist hierbei staubtrocken und überzeugend. Das von Piketty angenommene Standardszenario eines Pro-Kopf-Wachstums von 1,2% wirkt vor dem Hintergrund seiner Ausführungen sogar noch optimistisch. Brisant daran ist nach Piketty Folgendes: „*an annual growth of 1% implies major social change*“ (S. 95). Eine solche Entwicklung lässt einen noch rasanteren Anstieg von β – der Relation von Kapitalbestand und Nationaleinkommen – erwarten und würde die von Piketty konstatierte Tendenz einer systemimmanenten Umverteilung von Arbeits- zu Kapitaleinkommen weiter verschärfen.

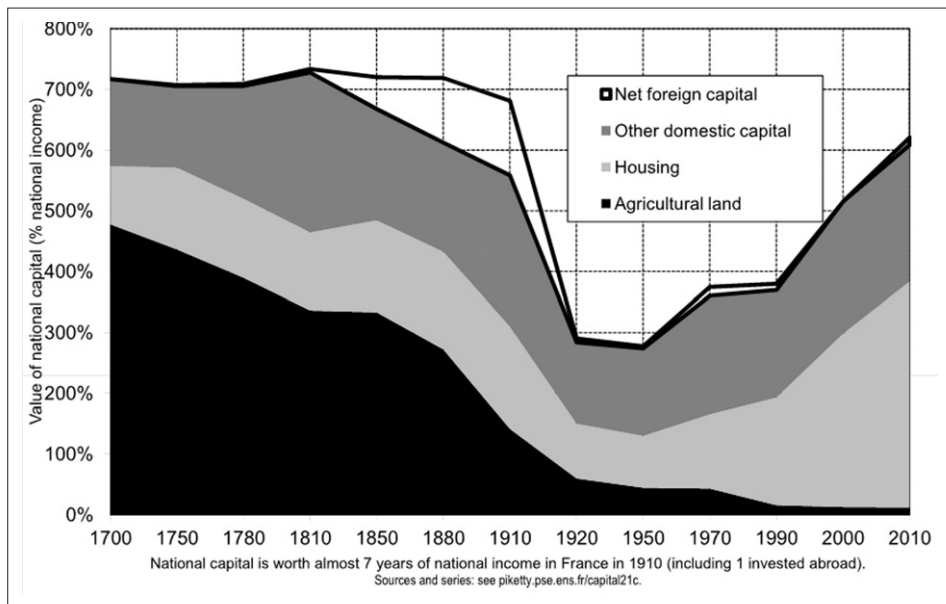
Das zur Untermauerung dieses Arguments eingesetzte Datenmaterial ist ebenso umfangreich wie beeindruckend. Im Kern fokussiert Piketty vor allem auf die langfristige Entwicklung von β , die er besonders eingehend am Beispiel Frankreichs und Großbritanniens diskutiert und dabei auch die Komposition des Vermögens – also seine Aufteilung auf verschiedene Vermögenskomponenten wie Grund und Boden, Immobilien, physisches Kapital und Auslandsvermögen – aufschlüsselt und erörtert. Pikettys zentrales Resultat ist simpel: Im Europa des 18. und 19. Jahrhunderts war das Verhältnis von Vermögensbestand zum Nationaleinkommen exorbitant hoch und erreichte einen Wert von $\beta = 7$. Der gesamte Vermögensbestand war also siebenmal so hoch wie das jährliche Nationaleinkommen, bis er zu Beginn des 20. Jahrhunderts dramatisch zu sinken begann, um in der Phase der beiden Weltkriege einen historischen Tiefpunkt zu erreichen (nach dem Zweiten Weltkrieg bewegt sich β in beiden Ländern zwischen 2 und 3).

Spätestens seit den 1960er-Jahren kehrte sich der Trend der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts um: Soziale Stabilität und technologische Innovation erlaubten eine rasche Kapitalakkumulation und sorgten für eine prägende historische Erfahrung der Nachkriegsgeneration: Erstmals seit Jahrhunderten hing der erreichbare ökonomische Wohlstand nicht so sehr von der Größe der zu erwarteten Erbschaften, sondern primär von der eigenen Arbeitsleistung ab. Durch das veränderte Verhältnis von Kapital und Nationaleinkommen nach den beiden Weltkriegen kam es zu der historischen Situation, dass sozialer Aufstieg durch eigene Arbeit für breite Teile der Bevölkerung erstmals zu einer realistischen Option wurde. Doch

Abbildung 1: Vermögen in Großbritannien 1700-2010



Quelle: Abb. 3.1 in Piketty (2014).

Abbildung 2: Vermögen in Frankreich 1700-2010

Quelle: Abb. 3.2 in Piketty (2014).

Piketty sieht dieses historische „*window of opportunity*“ erneut geschlossen und verweist auf den rasanten Anstieg seines „*capital-income ratio*“ in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, das seinerseits wiederum auf eine wachsende ökonomische und soziale Bedeutung von Kapitaleinkommen und Erbschaften bzw. Schenkungen verweist.

Kommen wir nun zur zweiten von Piketty betonten Verteilungstendenz, die sich unter dem Stichwort des „Matthäus-Effekts“⁴ abhandeln lässt. Die dahinterliegende Einsicht – „wer hat, dem wird gegeben“ – gilt nach Piketty nämlich vor allem für die Verteilung von Arbeitseinkommen und Kapitalerträgen, und zwar sowohl in absoluter als auch in relativer Hinsicht: Das bedeutet, dass größere Vermögen nicht nur absolut größere Kapitaleinkommen erhalten, sondern auch imstande sind, höhere Ertragsraten zu lukrieren als vergleichsweise kleinere Vermögen. Große Vermögen wachsen damit absolut wie relativ schneller als kleine oder keine, und die Vermögenskonzentration steigt an – ein Prozess, der durch die wachsende quantitative Bedeutung von Erbschaften und Schenkungen,⁵ die ihrerseits wiederum extrem ungleich verteilt sind, weiter verstärkt wird.⁶ Die nachstehende Tabelle gibt der besseren Orientierung halber einen Überblick zum Stand der Vermögenskonzentration in Europa und den USA im Vergleich zu anderen historischen oder fiktiven Verteilungskonstellationen.

Eine parallele Entwicklung beobachten wir bei den Arbeitseinkommen. Hier liegen die Steigerungsraten der Top-Einkommen ein Vielfaches über jenen der Durchschnittseinkommen – ein Phänomen, das in den angelsächsischen Ländern besonders ausgeprägt ist. Der damit verursachte Trend zu einer verstärkten Spreizung der Arbeitseinkommen hat zumindest in den letztgenannten Ländern

Tabelle 1: Konstellationen der Vermögenskonzentration

Share of different groups in total capital	Low inequality (never observed; ideal society?)	Medium inequality (= Scandinavia, 1970s-1980s)	Medium-high inequality (= Europe 2010)	High inequality (= U.S. 2010)	Very high inequality (= Europe 1910)
The top 10% „Upper class“	30%	50%	60%	70%	90%
<i>Including: the top 1%</i> („dominant class“)	10%	20%	25%	35%	50%
Including: the next 9% („well-to-do class“)	20%	30%	35%	35%	40%
The middle 40% „Middle class“	45%	40%	35%	25%	5%
The bottom 50% „Lower class“	25%	10%	5%	5%	5%
Corresponding Gini coefficient (synthetic inequality index)	0.33	0.58	0.67	0.73	0.85
In societies with „medium“ inequality of capital ownership (such as Scandinavian countries in the 1970s-1980s), the top 10% richest in wealth own about 50% of aggregate wealth, the bottom 50% poorest about 10%, and the middle 40% about 40%. The corresponding Gini coefficient is equal to 0.58. See technical appendix.					

Quelle: Tabelle 7.2 in Piketty (2014).

dramatische Ausmaße erreicht: Während die durchschnittlichen Reallöhne in den USA der letzten 30 Jahre tendenziell stagnieren oder gar sinken, beansprucht das oberste Prozent der EinkommensbezieherInnen inzwischen einen Anteil von 25% der gesamten ausbezahlten Einkommen.⁷

Diese beiden Tendenzen – der relative Anstieg der Bedeutung von Kapital und Vermögen im Wirtschaftsleben (symbolisiert durch ein steigendes β) sowie die zunehmende Konzentration von Vermögen und Einkommen – lassen Pikettys grobe Prognosen für die ökonomische Entwicklung im 21. Jahrhundert nur wenig rosig erscheinen. Konkret antizipiert Piketty die „Rückkehr eines patrimonialen Kapitalismus“, in dem Vermögen und Erbschaften wieder eine zentrale Rolle in Ökonomie und Alltagsleben spielen. Als Vergleichsfolie für eine solche Gesellschaft dient Piketty vornehmlich das Europa des 19. Jahrhunderts, das von hoher Kapitalintensität, großer Vermögenskonzentration sowie der Absenz von Inflation und geringem Wirtschaftswachstum (in der Höhe von etwa einem Prozent) gekennzeichnet war. In diesem ökonomischen System spielte das Patrimonium, d. h. die „väterliche Erbschaft“, tatsächlich die zentrale Rolle für die soziale Stellung und Lebensgestaltung eines Menschen. Insbesondere ging es um die Frage der Höhe der durch die Hinterlassenschaft vermittelten Rente und ob diese ein zwangloses und arbeitsfreies Auskommen ermögliche. Sozialen Aufstieg rein durch eigene Arbeit und Leistung und ohne entsprechendes Startkapital zu schaffen, war in diesem ökonomischen Kontext geradewegs undenkbar; viel wahrscheinlicher schien sozialer Aufstieg, wenn überhaupt, durch kluges Heiratsverhalten mach- und realisierbar. Diese zentrale Facette einer Rentiersgesellschaft wird von Piketty treffend als das „Rastignac-Dilemma“ benannt⁸ – nach Eugene de Rastignac, einem jungen talentierten Sohn minderen Adels, aus Honoré de

Balzacs Roman „Vater Goriot“. Diesem Rastignac, der voll beruflichem Ehrgeiz eine Karriere im Bereich der Justiz oder Medizin anstrebt, erhält von einem seiner Zeitgenossen, einem Zyniker und Verbrecher namens Vautrin, eine Lektion der besonderen Art. Für Piketty steht diese Lektion stellvertretend für den lebensweltlichen Einfluss von Kapital und Vermögen im 19. Jahrhundert, und er fasst diese wie folgt zusammen:

„In substance, Vautrin explains to Rastignac that it is illusory to think that social success can be achieved through study, talent and effort. [...] The verdict is clear: even if he ranks at the top of his class and quickly achieves a brilliant career in law, which will require many compromises, he will still have to get by on a mediocre income and give up all hope of being truly wealthy. [...] By contrast, the strategy for social success that Vautrin proposes to Rastignac is quite a bit more efficient. By marrying Mademoiselle Victorine, a shy young woman who lives in the boarding-house and has eyes only for the handsome Eugene, he immediately lay hands on a fortune of a million francs [yielding] ten times the level of comfort to which he could hope to aspire only years later on a royal prosecutor's salary“ (S. 239f).

Es bleibt zu ergänzen, dass sich der junge Rastignac gegen Vautrins⁹ Vorschlag entscheidet – letztlich aber nur deshalb, weil noch ein Mord am Bruder der jungen Victorine erforderlich wäre, um ihre Erbensprüche auch tatsächlich sicherzustellen, was dem jungen Mann dann doch zu viel war. Das Rastignac-Dilemma steht damit nicht nur metaphorisch für die Natur des „patrimonialen Kapitalismus“, sondern auch stellvertretend für die zahlreichen Verweise Pikettys auf die britische und französische Literatur des 19. Jahrhunderts (vor allem Jane Austen und Honoré de Balzac), mit deren Hilfe er auf sehr kluge Art und Weise seine datenbasierten Einsichten zu illustrieren versucht.¹⁰

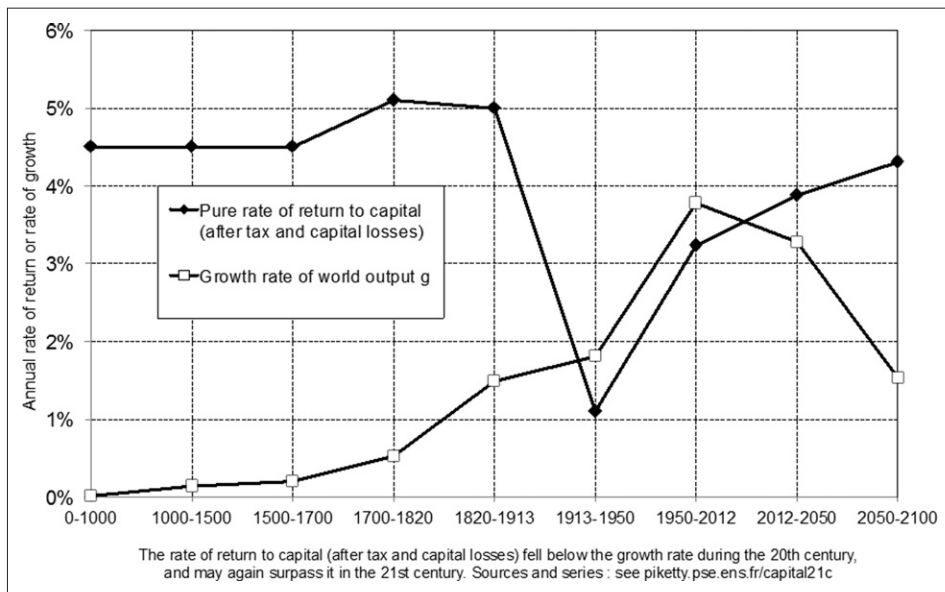
Allerdings haben wir die Schwelle zurück in die Vergangenheit noch nicht überschritten. Die Rückkehr des patrimonialen Kapitalismus im Gewande des 21. Jahrhunderts ist eine Prognose auf Basis aktueller Verteilungstendenzen: Sie ist damit weder direkte Gegenwartsanalyse noch strikte Gesetzmäßigkeit. Aber sie ist, nach Piketty, unter Umständen viel näher, als wir denken. Während wir im Bereich der Vermögenskonzentration in Europa noch ein gutes (und in den USA zumindest noch kleines) Stück von den Verteilungsverhältnissen des 19. Jahrhunderts entfernt sind (vgl. dazu auch Tabelle 1), hat das Verhältnis von Kapitalbestand zu Nationaleinkommen (β) beinahe wieder die Größenordnungen des 19. Jahrhunderts erreicht (siehe Abbildung 1) – und dies bei weiter steigender Tendenz.¹¹

Piketty diskutiert im Kontext dieser beiden Verteilungstendenzen auch extensiv mögliche ausgleichende Faktoren wie Bildung, Fertilitäts- und Heiratsverhalten, Migration und Bevölkerungswachstum oder Veränderungen in der Lebenserwartung, kommt allerdings zu dem Schluss, dass diese Faktoren auf die generelle Verteilungstendenz entweder keinen entscheidenden Einfluss nehmen oder aber diese sogar noch verstärken. Letzteres ist dann der Fall, wenn die entsprechenden Einflussfaktoren selbst soziale Ungleichheiten reproduzieren, wie etwa im Kontext der Bildung, des Heiratsverhaltens oder der Fertilität.

Eine Rückkehr des patrimonialen Kapitalismus wäre dabei kein Zufall. Sie ist einerseits notwendig eine langfristige Sache; Vermögensakkumulation braucht Zeit

und soziale wie politische Stabilität. Andererseits waren genau diese ehernen Gesetze der Kapitalakkumulation gerade im 20. Jahrhundert besonders großen Schwankungen unterworfen: Die beiden Weltkriege führten zu Zerstörung und Entwertung bestehender Vermögensbestände (illustriert durch einen starken Rückgang von β in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts), die nach dem Zweiten Weltkrieg errichteten nationalen Wirtschaftsordnungen in Europa regulierten und besteuerten Kapital und errichteten Umverteilungsmaßnahmen in Form umfassender sozialer Sicherungssysteme. Dies führt zu einem rasanten Anstieg der Staatsquote von knapp 10% zu Beginn des 20. Jahrhunderts bis hin zu 30-40% in den 1970er-Jahren und einem signifikanten Ausbau von Arbeitsrecht und Lohngerechtigkeit. Diese immanent umverteilenden Faktoren trugen dazu bei, die Relation von Kapitalstock und Nationaleinkommen (β) zuerst zu verringern und anschließend ihren Wiederanstieg zu verzögern, indem die effektive Ertragsrate des Kapitals durch geänderte Machtverhältnisse nach unten gedrückt wurde. In Kombination mit dem signifikanten Wirtschaftswachstum der Nachkriegsära kam es zu einer historischen Singularität, die sich nach Piketty als $g > r$ zusammenfassen lässt (vgl. Abb. 3).

Abbildung 3: Kapitalertragsrate und Wirtschaftswachstum



Quelle: Abb. 10.10 in Piketty (2014).

Dieses historische Novum – das Wachstum des Nationaleinkommens überstieg die Ertragsrate des Kapitals – trug dabei auch zur Geburt der europäischen Mittelschicht bei. Erstmals konnten breite Teile der Bevölkerung signifikantes Eigentum durch eigene Arbeitsleistung akquirieren. Auch wenn das Phänomen der Mittelschicht auf die reichere Hälfte der Bevölkerung beschränkt ist,¹² handelt es sich dabei um eine bemerkenswertere Entwicklung, in deren Rahmen der Vermögens-

anteil der obersten 1% zugunsten des Rests der oberen Hälfte der Vermögensverteilung zurückging (vgl. hierzu auch Tabelle 1). Das „Goldene Zeitalter des Kapitalismus“ in Europa, wie die von Vollbeschäftigung und hohem Wachstum geprägte Phase zwischen 1945 und 1973 gerne genannt wird, ist damit im Wesentlichen als eine Erfolgsgeschichte der Zähmung von Kapital und Vermögen zu sehen.

Piketty und die Theorie

Beide von Piketty artikulierte Tendenzen sind in der ökonomischen Literatur wohlbekannt – schließlich ergeben sich diese direkt aus saldenmechanischen Notwendigkeiten bzw. makroökonomischen Identitäten (die erste Tendenz) bzw. aus bereits veröffentlichten empirischen Daten (die zweite Tendenz). Die erstgenannte Tendenz eines wachsenden β etwa findet sich in ähnlicher Form bereits bei Meade (1964),¹³ der den Umstand betont, dass für die Reproduktion des Kapitals nicht rein dessen Ertragsrate, sondern auch das Ausmaß des verkonsumierten und daher nicht re-investierten Kapitaleinkommens entscheidend ist. Die zentrale Piketty'sche Relation $r > g$ wird damit genau genommen zu $(1-c_c)r > g$, wobei c_c den Anteil des konsumierten Kapitaleinkommens symbolisiert. Piketty selbst weist auf diesen Aspekt erst relativ spät explizit hin (S. 351) – ein Umstand, der die ökonomisch geschulte Leserin stellenweise etwas skeptisch zurücklässt. Pikettys implizite Rechtfertigung für diese Auslassung ist allerdings durchaus beachtenswert; er bemerkt korrekterweise, dass gerade bei sehr großen Vermögen c_c aus praktischen Gründen – es ist schlichtweg schwierig, mehr als einige Millionen Euro pro Jahr zu verkonsumieren – vernachlässigbar klein ist (S. 525).

Die theoretische Einbettung des Arguments ist insgesamt ambivalent: Positiv und innovativ erscheint Pikettys explizite Betonung einer Notwendigkeit der Analyse von Verteilungstendenzen und das reichhaltige und neuartige Datenmaterial, das zur Diskussion dieser Tendenzen herangezogen wird. Von diesem Versuch, die Analyse und Diskussion von Verteilungstendenzen zu revitalisieren, zeugen auch jene beiden Zusammenhänge, die von Piketty als „*fundamental laws of capitalism*“ bezeichnet werden. Beide angesprochenen Zusammenhänge sind dabei der vorhandenen ökonomischen Literatur entnommen: Das „*first fundamental law of capitalism*“ ist im Wesentlichen die schon eingeführte buchhalterische Identität der Form $\alpha = r\beta$ (vgl. Fußnote 1) und gibt die erste von Piketty ins Feld geführte Verteilungstendenz wieder: Steigt die Relation von Vermögensbestand zu Nationaleinkommen (β), so steigt bei konstanter Ertragsrate r per Definition auch der Einkommensanteil von Kapitaleinkünften auf Kosten der Löhne. Pikettys „*second fundamental law of capitalism*“ hingegen gibt einen rein hypothetischen, langfristigen Gleichgewichtszustand der Relation von Kapitalstock und Nationaleinkommen (β) an. Dieser ergibt sich nach Phelps (1961) aus der Relation zwischen Sparquote und Wachstumsrate ($\beta = s/g$), oder anders ausgedrückt: Bei zusehends niedrigerem Wirtschaftswachstum (d. h. einem immer kleineren g) ist dem Wachstum von β kaum eine Grenze gesetzt.

Die zentralen theoretischen Aussagen Pikettys sind in diesem Kontext also weder neuartig noch brechen sie mit den vorherrschenden ökonomischen Konven-

tionen. Die innovative Kapazität des Piketty'schen Werks liegt also auch in diesem Punkt eher in den empirischen Beiträgen begründet, die den beiden angeführten „*laws of capitalism*“ ihre Brisanz verleiht: Die konstatierte Kombination aus sinkendem Wirtschaftswachstum, sehr hohem Kapital- und Vermögensbestand und konstant hoher Ertragsrate des Kapitals füllen die von Piketty ins Feld geführten Gleichungen erst mit der nötigen Dramatik. Hier macht sich das Fehlen alternativer Sichtweisen zur *Mainstream*-Ökonomie schmerzhaft bemerkbar: Der wohl stärkste Einwand gegen die Piketty'sche Sichtweise auf kapitalistische Dynamiken kommt dabei aus der Keynes'schen Theorie, die in Pikettys Losung „*Capital is back, because low growth is back*“ eine einseitige Kausalität erkennt, wo doch Wechselwirkung vorherrschend sein sollte: Die in Piketty skizzierten Verteilungstendenzen führen aus Sicht eines klassischen, auf effektiver Nachfrage basierenden keynesianischen Standardmodells ganz automatisch zu sinkenden Wachstumsraten, weil eine Umverteilung von unten nach oben die gesamtwirtschaftliche Nachfrage schwächt. Auch wenn ein solches Argument aus Sicht dieses Rezensenten nicht per se geeignet ist, die Piketty'sche Diagnose zu invalidieren, mutet die völlige Absenz jeglicher Diskussion einer möglichen gegengerichteten oder wechselseitigen Kausalität durchaus seltsam an.

Auch auf anderen Feldern ökonomischer Theorie – etwa der Frage nach den Quellen der stetig auseinanderlaufenden Einkommensverteilung – bewegt sich Piketty größtenteils in bekannten, standardökonomischen Feldern. Die Darstellung folgt dabei folgender Logik: Verteilungsrelevante Konzepte der institutionell dominanten neoklassischen Ökonomie – Grenzproduktivitätstheorie, *skill-biased technological change*, *life-cycle theory of wealth* und die *economics of „superstars“* – werden ausufernd diskutiert und prägen die theoretischen Ausführungen nachhaltig. Verteilungsrelevante Konzepte anderer Sozialwissenschaften und der heterodoxen Ökonomie werden geflissentlich ausgeblendet und nicht rezipiert. Die einzige Ausnahme bildet Marx – allerdings scheinbar nur deshalb, weil sich Piketty hier dringend zur energischen Distanzierung genötigt sieht. Andere Rezensenten haben diese etwas eigenwillige Behandlung des rauschebärtigen Klassikers bereits diskutiert und die Rezeption von Marx irgendwo zwischen „ablehnend und unnötig bissig“ (Galbraith [2014]) und „schlichtweg falsch“ (Vernengo [2014]) eingeordnet. Auch wenn diese Orientierung der Brutalität des amerikanischen Polit-Diskurses geschuldet sein mag – die explizite Zurückweisung der durchaus vorhandenen Brücke zwischen Marxens „Kapital“ und Pikettys „Capital“ bleibt wenig überzeugend. Hätte Piketty also die nunmehr in den USA stattfindende öffentliche Brandmarkung seiner Person als „Marxist“¹⁴ vermeiden wollen, wäre vermutlich ein anderer Titel vonnöten gewesen.

Aus dieser Kombination ergibt sich die wesentliche Schwäche des Buches: seine theoretische Eintönigkeit. Besonders gut sichtbar wird diese im Kontext seiner Erklärung des Anstiegs der Einkommensungleichheit (insbesondere des Anwachsens des Einkommensanteils des obersten Perzentils) – hier zeigt sich eine in Pikettys Auseinandersetzung immer wieder auftretende dilemmatische Konstellation in besonders klarer Form: Erstens sind die zur Kontextualisierung herangezogenen Argumente neoklassischer Theorie zumeist nur wenig geeignet die empirischen Resultate zu erklären, was von Piketty zumeist auch eingestanden

wird. Demgegenüber steht das offensichtliche Bemühen, die ökonomische Fachwelt und die von ihr artikulierten Theorien nicht allzu heftig zu düpieren. Praktisch erfordert dies, den nicht so recht zu den Daten passen wollenden Theorien doch noch irgendeine anderweitige Erklärungsleistung zuzugestehen, um eine Brüskierung von Disziplin und Kollegium jedenfalls zu vermeiden. Aus dieser seltsamen Mischung aus kritischer, datengetriebener Forschung und falsch verstandener theoretischer Rücksicht ergibt sich die gefährliche Tendenz, Widersprüche hervorzurufen. So wird die Grenzproduktivitätstheorie und die damit verbundene Hypothese eines *skill-biased technological change*, nach der Lohndifferenziale auf Ausbildungsunterschieden beruhen, die mit zunehmender technologischer Entwicklung immer stärker zum Tragen kommen, zu Beginn des entsprechenden Kapitels in Bausch und Bogen verworfen („*to be blunt, this theory does not explain anything*“, S. 304) und als tautologisch gebrandmarkt (S. 314). Am Ende des entsprechenden Abschnitts wird genau dieselbe Theorie jedoch nahezu vollständig rehabilitiert: „*As noted, the theory of marginal productivity and the race between technology and education offers a plausible explanation of the long-run evolution of the wage distribution, at least up to a certain level of pay and within a certain degree of precision*“ (S. 333). Ob dieser Ansatz nun entweder tautologisch und ohne Erklärungskraft sei oder aber den allergrößten Teil der beobachteten empirischen Daten solide erklärt, bleibt damit letztlich dem Verdikt der geneigten Leserin überlassen.

Zweitens führt die hier angedeutete neoklassische Geschlossenheit der Argumentation zu dem unglücklichen Umstand, dass potenziell bereichernde Argumente aus soziologischer oder heterodoxer Forschung pauschal unberücksichtigt bleiben. So hätte die soziologische Forschung wohl einiges zu Bedeutung und Reproduktion ökonomischen wie nicht-ökonomischen Kapitals zu sagen gehabt¹⁵ – sie bleibt aber bis auf eine einsame Bourdieu-Referenz im Kontext einer kursorischen Behandlung des französischen Bildungssystems unberücksichtigt. Ebenso durch den neoklassischen Raster fällt jeder Versuch einer tiefgreifenden Diskussion des Zusammenhangs von Vermögen und Macht, der zwar ab und an mitgedacht, aber niemals explizit theoretisch aufgegriffen wird, obwohl hierzu auch innerökonomisch schon einiges gesagt wurde.¹⁶ Einen weiten Bogen macht Piketty um heterodoxe ökonomische Konzepte: Das seinem Ansatz eigentlich auf den Leib geschriebene Argument von der „Finanzialisierung“ des entwickelten Kapitalismus¹⁷ findet eine einzige, unreferenzierte Erwähnung. Das Konzept sozial vermittelter Konsum- und Einkommensaspirationen¹⁸ – eigentlich ein Paradekandidat zur Erklärung der signifikant steigenden Einkommen in einer gewissen ökonomischen Elite – schafft es immerhin bis in eine Fußnote. Die bekannte Kapitalkontroverse der 60er- und 70er-Jahre wird von Piketty zwar kurz angeschnitten, doch bloß, um diese in ihrer Bedeutung herunterzuspielen (siehe hierzu Galbraith [2014]). Auch die Piketty sicherlich vertraute französische Regulationstheorie, die einige seiner historischen Ansichten teilt oder gar vorwegnimmt,¹⁹ erfährt keinerlei Wertschätzung in „*Capital in the Twenty-First Century*“.

Die Frage, inwieweit derartige Auslassungen intendiert oder unbewusst sind, bleibt dabei weitgehend offen, obgleich es teilweise den Anschein macht, als hätten auch vermeintlich kontroversielle *Mainstream*-ökonomische Konzepte unter

einer gewissen Tendenz zur (Selbst-)Zensur zu leiden gehabt: So erhalten in der Behandlung der Entwicklung der Einkommensverteilung weder der Zusammenhang zwischen Verhandlungsmacht und Globalisierung im Bereich der Lohnarrangements²⁰ noch das Stiglitz'sche Konzept des „*rent-seeking*“ großartige Beachtung.²¹ Des Rezensenten Verdacht weckt insbesondere der Rückblick auf einen Vortrag von Thomas Piketty im Jahr 2011: Bereits damals diskutierte Piketty die aus seiner Sicht zentralen Triebkräfte der von ihm beobachteten Verteilungstendenzen und präsentierte dazu zwei strukturelle Ursachen: die in „*Capital*“ oftmals auftauchende Relation $r > g$ einerseits und den Mechanismus der „*grabbing hand*“ andererseits. Die „*grabbing hand*“ – so Piketty anno 2011 – bezeichnet ganz simpel eine Kombination aus Schamlosigkeit, sozialer Ignoranz und Gier, die eintritt, sobald Personen die Möglichkeit haben, auf formellem oder informellem Wege ihre Bezüge selbst festzusetzen, und stellt eine zentrale Ursache für das zusehends stärker werdende Gefälle zwischen dem obersten Prozent der EinkommensbezieherInnen und dem Rest der Gesellschaft dar. In „*Capital*“ wird nunmehr zwar ähnlich argumentiert, aber des Pudels Kern nur mehr umschrieben; die doch recht griffige und anschauliche Formulierung von der „*grabbing hand*“ ward nicht mehr gesehen.²²

Wie problematisch sind nun diese konzeptionellen Glättungen und das darin feststellbare Bemühen um Anschlussfähigkeit, Akzeptanz und Seriosität? Die Antwort auf diese Frage hängt im Wesentlichen von der Perspektive ab: Für den von Piketty sicherlich intendierten Fokus auf die empirischen Resultate und die zentrale Botschaft des Buches – „*inequality matters*“ – ist dies nicht unbedingt ein Rückschlag. Dem zentralen Anspruch Pikettys, nämlich Verteilungsfragen als zentrale soziale und ökonomische Fragen zu begreifen und diese trotz oder gerade wegen ihrer Wichtigkeit mittels unaufgeregter deskriptiv-statischer Methoden zu analysieren, ist mit dieser Strategie vermutlich weder geschadet noch geholfen. Allerdings schmälert dieses Bemühen um Anschlussfähigkeit etwas das emanzipatorische Potenzial des Buches, da es die dominanten, durchwegs engen und streng abgeschirmten Denkroutinen neoklassischer Ökonomie nicht substantiell hinterfragt. Jede Leserin, die sich also eine neue Auflage einer „Kritik der bürgerlichen Ökonomie“, also einen anspruchsvollen Angriff auf den neoklassischen Elfenbeinturm erwartet, wird enttäuscht werden. Nichtsdestotrotz birgt Pikettys Arbeit viel kritisches Potenzial, das dazu verwendet werden kann, die „unübersehbare Bevorzugung und Förderung eines Mainstreams neoklassischer Prägung an Universitäten, Forschungsinstituten und staatlichen und internationalen Wirtschaftsorganisationen“ (Rothschild [2008] S. 25) mit voller Legitimität in Frage zu stellen. Dieses Potenzial muss jedoch – zumindest im Hinblick auf die ökonomische Theoriebildung – wohl erst noch in vollem Ausmaß geschöpft werden.²³

Auch wenn die theorierelevanten Abschnitte in Pikettys Werk von einer gleichberechtigten Darstellung verschiedener theoretischer oder disziplinärer Ansätze (und damit dem eigentlichen Pikettyschen Anspruch) weit entfernt sind, hat diese Form der Präsentation einen entscheidenden Vorteil: Hält man die missionarischen Absichten hinsichtlich der eigenen disziplinären Kultur gering, lässt sich die vorhandene Glaubwürdigkeit und der damit vorgetragene Veränderungsan-

spruch auf ein zentrales Anliegen konzentrieren. Diese ist für Piketty letztlich nicht die Ebene der Wirtschaftswissenschaft, sondern jene der Wirtschaftspolitik, in der Piketty – auf Basis staubtrockener Analyse wohlgemerkt – jeden an anderer Stelle möglicherweise fehlenden Radikalismus wettmacht.

Politische Implikationen

Anstelle eines umfassenden, alternativen Theoriekonzepts findet sich bei Piketty also ein großer sozialreformischer Anspruch auf weitgehend empirischer Basis. Er folgt, wie von Thomas Steinfeld in der „Süddeutschen Zeitung“ richtig bemerkt, also weniger der Linie Marxens als jener der sozialistischen Utopisten, indem er sich an idealtypischen, großformatigen Politikvorschlägen versucht.

Mit Recht verweist Piketty diesbezüglich auf die Steuerpolitik als zentrales und entscheidendes wirtschaftspolitisches Instrument: Nur durch exorbitant hohe Spitzensteuersätze (im Bereich von 80%-90%, wie sie bis in die 1970er Jahre in den USA und Großbritannien die Regel waren) ließe sich etwa die Tendenz der „grabbing hand“ – einer sukzessiven Umverteilung von niedrigen und mittleren Einkommen zu Spitzeneinkommen im obersten Segment – eindämmen. In der Politik denkt Piketty dann auch wieder interdisziplinär und verweist auf den Umstand, dass derartige Steuersätze nicht primär der Generierung von Steueraufkommen, sondern vielmehr der sozialen Disziplinierung ökonomischer Eliten dienen. Einen ganz ähnlichen Gedanken formuliert Piketty hinsichtlich einer möglichen Stärkung der untersten Einkommensgruppen, wenn er argumentiert, eine substantielle Verbesserung für die schwächsten ArbeitsmarktteilnehmerInnen sei letztlich immer nur durch Anhebungen des gesetzlichen Mindestlohns zustande gekommen. Hier drückt sich der Gedanke aus, mittels exorbitanter Spitzensteuersätze im oberen und ambitionierten Mindestlöhnen im unteren Bereich des Einkommensspektrums praktisch wirksame Schranken einzuziehen, um Lohndifferenziale effektiv politisch regulieren und steuern zu können.

Ebensolches gilt auch für Pikettys primäres Argument der zunehmenden Vermögensakkumulation und -konzentration, das in Zeiten sinkenden Wachstums nach Piketty nur durch eine Substanzbesteuerung auf hohe Vermögen zu regulieren sei. Piketty denkt hier mathematisch wie auch verwaltungstechnisch die Dinge konsequent zu Ende. Aus mathematischer Sicht wären zur Eindämmung der von Piketty prognostizierten Tendenzen durchaus hohe Steuersätze vonnöten – ein mehrmals wiederkehrender Vorschlag nennt etwa einen Freibetrag von einer Million Euro, einen Steuersatz von 1% auf Vermögen zwischen einer und fünf Millionen und einen Steuersatz von 2% auf alle Vermögen über 5 Millionen Euro. Aus verwaltungstechnischer Sicht wäre – gegeben mögliche Ausweich- und Vermeidungseffekte – eine globale Einführung einer solchen Steuer optimal (um Vermeidungsmöglichkeiten zu minimieren), die Einführung einer transparenten Verwaltung privater Vermögensdaten aber unerlässlich. Dieses letzte Detail steht auch im Zusammenhang mit der einzigen Erwähnung Österreichs in Pikettys „Capital“: Österreichs Einsatz und innereuropäische Überzeugungskraft in Sachen Bankgeheimnis wird von Piketty explizit als fehlgeleitet und problemverschärfend gewertet.

Vermögenssteuern sind für Piketty nicht nur eine Frage der Umverteilung im

Sinne einer technisch notwendigen Regulierung kapitalistischen Wirtschaftens, sondern auch eine Frage demokratischer Transparenz und Diskursqualität. Nach Piketty liefern nur steuerbasierte Daten eine verlässliche Ausgangsbasis zur Schätzung des Aufkommens und der Verteilung der vorhandenen Vermögen eines gegebenen Gemeinwesens.²⁴ Insofern wäre allein die Erhebung eines entsprechenden Steuerkatasters für Piketty ein Gewinn: Erst das Vorhandensein derartiger Daten ermögliche einen sachlichen und transparenten öffentlichen Diskurs über die tatsächliche und gewünschte Verteilung von Vermögen – und damit die Möglichkeit für reflektierte Diskussion und gelungene demokratische Entscheidungsfindung.

Stellung nimmt Piketty auch zur Frage des öffentlichen Vermögens und der öffentlichen Schulden. Er stellt fest, dass die europäischen Länder im Vergleich zur Höhe der privaten Vermögen nur sehr kleine Nettovermögen aufweisen. Für Piketty ist dies primär ein Verteilungsproblem zwischen öffentlichem und privaten Sektor, und dies aus einem simplen Grund: Rein quantitativ betrachtet ist der alte und vermeintlich schwerfällige Kontinent Europa im globalen Vergleich unfassbar reich (dies findet ihren Ausdruck in den hohen β -Werten, die Piketty für die meisten europäischen Länder angibt); es bestehen nur Probleme hinsichtlich der Verteilung dieses Reichtums, und zwar nicht bloß zwischen Arm und Reich, sondern auch zwischen öffentlicher und privater Hand. Staatsschulden sind für Piketty dabei weniger ein prinzipielles, sondern vielmehr ein operatives Problem, da die damit verbundenen Zinszahlungen den politischen Handlungsspielraum einschränken und zugleich eine Umverteilung von SteuerzahlerInnen zu Rentiers bewirken. Konsequenterweise sieht Piketty auch hier die Lösung in einer Besteuerung der Vermögen, idealerweise in Form einer einmaligen Vermögensabgabe von sehr vermögenden Privathaushalten in Höhe der jeweiligen öffentlichen Defizite. Ins Bild passt hier, dass für Piketty ein starker Staat, der einnahmen- wie ausgaben- seitig umverteilt, keine Last darstellt, die den freien Markt in seinem Wirken behindert, sondern vielmehr erst die Grundlagen dafür schafft, dass freie Marktwirtschaft und offene Gesellschaft langfristig koexistieren können.

Entgegen der möglichen Erwartungen an den Titel des Buches spielen spezielle Fragen der Finanzwirtschaft nur eine untergeordnete Rolle in Pikettys Analyse. Der wesentliche Grund hierfür ist, dass Piketty die Entwicklung des Nettovermögens – also den Saldo zwischen Assets und Verbindlichkeiten – ins Zentrum seiner Analyse stellt. Piketty referiert kurz die Idee einer Giralgeldschöpfung durch Geschäftsbanken („endogene Geldschöpfung“), die impliziert, dass allen Finanzguthaben entsprechende Schuldtitel gegenüberstehen müssen, und verweist auf die Tendenz, dass durch endogene Geldschöpfung die Gesamtmenge der Finanztitel auf ein Volumen aufgebläht wird, das noch weitaus höher ist als der aggregierte Vermögensbestand (für Großbritannien etwa mehr als das 20-Fache des Nationaleinkommens).

Nachdem sich Piketty aber vor allem auf die Frage des Nettovermögens bezieht, fallen diese Aspekte der finanzialisierten Wirtschaft per Definition aus dem Piketty'schen Analyserahmen. Die Entwicklung und Rolle des Finanzsektors bleibt daher in Pikettys „Capital“ aus definitorischen Gründen nur ein Randthema: Die Analyse von Praktiken und Innovationen des Finanzsektors, etwa im Sinne

Hyman Minskys (1986), hätten zwar ihrerseits mögliche Erklärungen für die von Piketty postulierte konstant hohe Kapitalertragsrate (r) liefern können, werden aber in „Capital“ nicht explizit diskutiert. Aus demselben definitorischen Grund widmet Piketty auch der Frage der Schulden und ihrer Verteilung nur minimalen Raum; in diesem Kontext bietet sich die parallele Lektüre von David Graebers „Debt: The First 5.000 Years“ (2012) an, das sich an einer Analyse der Geschichte der Schulden versucht und dabei weitgehend komplementäre Resultate erzielt. Insbesondere Graebers Analyse des Zusammenhangs zwischen ungebremster Vermögensakkumulation und Schuldenkrisen füllt hier eine wertvolle Lücke, die von Piketty unbeachtet bleibt: Obgleich die Möglichkeit kontinuierlicher sozialer Instabilität implizit in seinem Ansatz angelegt ist, denkt er diese, im Gegensatz zu Minsky und Graeber, nur selten konsequent zu Ende.

Kapitalregulierung ist für Piketty dennoch entscheidend, allerdings weniger auf der Ebene einer direkten Regulierung von Banken oder deren Produkten: Extensiv diskutiert er hier, ganz im Einklang mit seinen steuerlichen Vorschlägen, die Frage der Transparenz und des wechselseitigen Austausches von Bankdaten und Daten anderer Finanzdienstleister, sowie die unbedingte Notwendigkeit steuerlicher Transparenz, d. h. die Bekämpfung jeder Form der Steuerhinterziehung und -vermeidung durch Steueroasen und internationale Firmenkonstrukte.²⁵

Fazit

„Capital in the Twenty-First Century“ ist ein überaus reichhaltiges und lehrreiches Buch. Es stellt nicht nur eine wichtige Frage – jene nach den ökonomischen Quellen und Folgewirkungen zunehmender Ungleichheit –, sondern liefert auch viele potenzielle Bausteine für mögliche Antworten auf diese Frage. Das Buch ist bescheiden und intelligent; es vermeidet autoritative Vorwegnahmen und dogmenhafte Allüren. Nur selten war ein derart trockenes Buch so erfrischend zu lesen. Für die wirtschaftspolitische Debatte ist das Buch deshalb ein Meilenstein. Die dringend notwendige theoretische Öffnung wirtschaftswissenschaftlicher Debatten steht allerdings weiterhin aus.

Jakob Kapeller

Anmerkungen

- * Für wertvolle Hinweise zu einer früheren Fassung dieses Textes danke ich Wilfried Altzinger, Leonhard Dobusch, Stefan Kranzinger, Walter Ötsch, Matthias Schnetzer und Bernhard Schütz.
- 1 Ausgenommen von dieser Definition sind lediglich Hausrat, Fahrzeuge und sonstige Wertgegenstände (also auch typische Statussymbole wie Yachten oder Kunstsammlungen).
- 2 Formal lässt sich der genaue Zusammenhang dieser Argumente und Variablen wie folgt zusammenfassen: β ist definiert als das Verhältnis von Kapital- und Vermögensbestand K und Nationaleinkommen Y , d. h. $\beta = \frac{K}{Y}$. α wiederum ist definiert als Anteil der Kapitalerträge (rK) am Nationaleinkommen, d. h. als $\alpha = \frac{rK}{Y} = r\beta$. Bleibt also die Ertragsrate r konstant, dann ergibt sich aus einem Anstieg von β ein korrespondierender Anstieg von α . Vermittels dieses theoretischen Apparatus, der rein aus makroökonomischen Identitä-

ten besteht, lässt sich (unter der vereinfachenden Annahme, dass alle Kapitalerträge reinvestiert werden) die zentrale Ungleichheitsrelation $r > g$ einfach ableiten.

- 3 Technisch ausgedrückt: die Substitutionselastizität zwischen Kapital und Arbeit ist konstant größer als eins.
- 4 Die Verwendung des Terminus Matthäus-Effekt geht auf Robert K. Merton zurück, der damit ursprünglich die Verteilung von Prestige und Aufmerksamkeit im akademischen Betrieb zu erklären suchte (Merton [1968]). Das dahinterstehende Grundprinzip wurde dabei in der soziologischen Forschung auch auf andere Gesellschaftsbereiche ausgedehnt (Rigney [2010]).
- 5 Piketty versucht die Bedeutung von Erbschaften quantitativ zu erfassen, indem er die Summe der gesamten Erbschaften einer Periode dem jeweiligen Nationaleinkommen gegenüberstellt. Für den französischen Fall (den einzigen, für den adäquate Daten vorliegen) zeigt sich, dass die gesamtökonomische Bedeutung von Erbschaften im 19. Jahrhundert historisch gesehen einmalig hoch war: Die Erbschaften einer Periode summierten sich zu etwa 20-25% des Nationaleinkommens. Durch die Schocks der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts reduzierte sich dieser Anteil auf ein historisches Tief von etwa 5%, um bis heute wieder auf einen Anteil von ca. 15% anzusteigen – mit, nach Piketty, weiter steigender Tendenz (S. 399).
- 6 Nur der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass die verhältnismäßig starke Konzentration von Vermögen (die ihrerseits noch wesentlich ungleicher verteilt sind als Einkommen), die sich im Normalfall nur mittels Exponentialfunktionen beschreiben lässt, auch mit weitaus weniger starken Annahmen erklärt werden kann (siehe Gibrat [1931] für ein frühes Beispiel). Diese wesentliche Grundeinsicht – Vermögen und Kapital tendieren dazu an der Spitze exponentiell verteilt zu sein – gilt dabei im Übrigen für alle historisch relevanten Gesellschaftsformationen seit der Antike. Der zentrale Mechanismus scheint dabei auf der intergenerationalen Weitergaben von speicherbaren Vermögensbeständen, d. h. der Vererbung von Eigentum, zu beruhen (vgl. Borgerhoff Mulder [2009]).
- 7 Atkinson et al. (2011).
- 8 Eine weitere Ausprägung des Rastignac-Dilemmas war für die Entwicklung innerhalb der gesellschaftlichen Elite, d. h. des mehr oder weniger vermögenden Adels relevant. Nach Alexander von Toqueville (1856) führte die starke politische und ökonomische Konzentration im Frankreich des 19. Jahrhunderts zu dem Umstand, dass es dem ruralen Adel oft aussichtsreicher schien, bei Hofe Intrigen zu spinnen und Geschäften nachzugehen, als sich um die Entwicklung ihrer Ländereien zu sorgen. Toqueville sieht in dieser Tendenz einen zentralen Grund für die verhältnismäßig dynamischere ökonomischere Entwicklung Großbritanniens.
- 9 Hinter der Person des Vautrin verbirgt sich im Übrigen niemand geringerer als der ehemalige Sträfling Jacques Collins, der erst in den Balzac-Romanen „Verlorene Illusionen“ und „Glanz und Elend der Kurtisanen“ seine Börsartigkeit vollumfänglich zum Ausdruck bringt. Auch in diesen Werken bildet das Rastignac-Dilemma den Ausgangspunkt der Handlung.
- 10 Auch die russische Literatur desselben Zeitalters wäre tauglich, die Piketty'sche Prognose zu illustrieren. Man denke nur an Nikolai Gogols „Tote Seelen“.
- 11 Historisch gesehen lag β im Europa des 19. Jahrhunderts bei einem Wert von etwa 7, während β in den USA zur selben Zeit einen Wert von etwa 4,5 erreichte. Dieser strukturelle Unterschied ist nach Piketty vor allem auf die unterschiedlichen demografischen Entwicklungen zurückzuführen.
- 12 Die ärmere Hälfte der Bevölkerung besitzt nach wie vor kein relevantes Eigentum; ihr Besitzanteil hat sich also auch durch die intensiven Schocks des 20. Jahrhunderts nicht verändert.
- 13 Meades Ansatz fokussiert auf den Aspekt der personalen und nicht jenen der funktionalen Einkommensverteilung, lässt sich aber leicht auf den zweiten Fall umlegen.

- ¹⁴ So etwa in der „New York Times“ unter dem Titel „Marx rises again“ (Douthat [2014]) oder in der „National Review“ als „The New Marxism“ (Pethokoukis [2014]).
- ¹⁵ Neckel (2010).
- ¹⁶ Rothschild (1971), Rothschild (2005).
- ¹⁷ Vgl. Stockhammer (2004).
- ¹⁸ Veblen (1899).
- ¹⁹ Boyer (2000, 2010).
- ²⁰ Rothschild (2005).
- ²¹ Stiglitz (2012).
- ²² An einer besonders mutigen Stelle spricht Piketty von „*hands in the till*“ (S. 332).
- ²³ Allerdings scheint sich Piketty der Problematik der theoretischen Monotonie ökonomischen Denkens grundsätzlich bewusst zu sein (S. 31). So fungiert er auch als einer der Erstunterzeichner der kürzlich veröffentlichten Petition zur Etablierung einer offeneren und pluralistischen ökonomischen Wissenschaft (www.isipe.net), die von Studierenden aus 30 Ländern getragen wird.
- ²⁴ Dies ist ein wesentliches Motiv hinter der Studie von Eckerstorfer et al. (2013), die versucht, diesen Mangel an adäquaten steuerbasierten Daten im österreichischen Fall durch statistische Projektionen zu kompensieren.
- ²⁵ Vgl. auch Ötsch et al. (2014).

Literatur

- Atkinson, Anthony; Piketty, Thomas; Saez, Emmanuel, Top incomes in the long run of history, in: *Journal of Economic Literature* 49/1 (2011) 3-71.
- Borgerhoff Mulder, Monique; Bowles, Samuel; Hertz, Tom; Bell, Adrian; Beise, Jan; et al., Intergenerational wealth transmission and the dynamics of inequality in small-scale societies, in: *Science* 326 (2009) 682-688.
- Boyer, Robert, Is a Finance-led growth regime a viable alternative to Fordism? A preliminary analysis, in: *Economy and Society* 29/1 (2000) 111-145.
- Boyer, Robert, Are there laws of motion of capitalism?, in: *Socio-Economic Review* 9/1 (2010) 59-81.
- Douthat, Ross, Marx rises again, in: *New York Times* (2014); http://www.nytimes.com/2014/04/20/opinion/sunday/douthat-marx-rises-again.html?hp&rref=opinion&_r=0 (dl. 22-04-14).
- Eckerstorfer, Paul; Halak, Johannes; Kapeller, Jakob; Schütz, Bernhard; Springholz, Florian; Wildauer, Rafael, Bestände und Verteilung der Vermögen in Österreich (= Materialien zu *Wirtschaft und Gesellschaft* 122, Wien 2013); http://media.arbeiterkammer.at/PDF/MWuG_Ausgabe_122.pdf (dl. 22-04-2014).
- Galbraith, James K., Kapital for the 21st century?, in: *Dissent* (Spring 2014); <http://www.dissentmagazine.org/article/kapital-for-the-twenty-first-century> (dl. 22-04-14).
- Gibrat, Robert, *Les Inégalités Économiques* (Paris 1931).
- Graeber, David, *Debt: The first 5000 years* (London 2012).
- Meade, James E., Efficiency, Equality and the Ownership of Property (London 1964).
- Merton, Robert K., The Matthew Effect in Science, in: *Science* 159 (1968) 56-63.
- Minsky, Hyman P., *Stabilizing an Unstable Economy* (New Haven, CT, 1986).
- Neckel, Sighard, Refeudalisierung der Ökonomie – Zum Strukturwandel kapitalistischer Wirtschaft (= MPIfG Working Paper 10/6, Köln 2010).
- Ötsch, Walter; Grözinger, Gerd; Beyer, Karl; Bräutigam Lars (Hrsg.), *The Political Economy of Offshore Jurisdictions* (Marburg 2014).

- Pethokoukis, Jerry, The New Marxism, in: National Review (2014);
<http://www.nationalreview.com/article/374009/new-marxism-james-pethokoukis> (d. 22-04-14).
- Phelps, Edmund, The Golden Rule of Accumulation: A Fable for Growthmen, in: American Economic Review 51/4 (1961) 638-643.
- Rigney, Daniel, The Matthew effect – How advantage begets further advantage (New York 2010).
- Russell, Bertrand, Power (London (2004 [1938])).
- Rothschild, Kurt W., Power in economics (Harmondsworth 1971).
- Rothschild, Kurt W., New Worlds – New Approaches: A Note on Future Research Strategies, in: Kyklos 58/3 (2005) 439-447.
- Rothschild, Kurt W., Apropos Keynesianer, in: Hagemann, H.; Horn, G.; Krupp, H. (Hrsg.), Aus gesamtwirtschaftlicher Sicht. Festschrift für Jürgen Kromphardt (Marburg 2008) 19-29.
- Steinfeld, Thomas, Rendite schlägt Wachstum, in: Süddeutsche Zeitung (22.4. 2014).
- Stiglitz, Joseph E., The Price of Inequality: How Today's Divided Society Endangers Our Future (New York 2012).
- Stockhammer, Engelbert, Financialisation and the slowdown of accumulation, in: Cambridge Journal of Economics 28/5 (2004) 719-741.
- Toqueville, Alexander, The Old Regime and the French Revolution (Chicago (1998 [1856])).
- Veblen, Thorstein B., The Theory of the Leisure Class (London (1970[1899])).
- Vernengo, Matias, Galbraith on Piketty's Capital (2014);
<http://nakedkeynesianism.blogspot.co.at/2014/03/galbraith-on-pikettys-capital.html> (dl. 22-04-14).